

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers

Herausgeber: Schweizerischer Verein für Heimerziehung und Anstaltsleitung; Schweizerischer Hilfsverband für Schwererziehbare; Verein für Schweizerisches Anstaltswesen

Band: 30 (1959)

Heft: 8

Artikel: Arbeitstherapie und moderne Wirtschaftsmethoden

Autor: Castelberg, J.M.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-808285>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Arbeitstherapie und moderne Wirtschaftsmethoden

Von Verwalter J. M. Castelberg, Arbeiterkolonie Herdern

In unseren Jahresberichten ist bis anhin vom *landwirtschaftlichen Betrieb* bewusst erst in zweiter Linie geschrieben worden, weil für unsere Anstalt der Mensch im Vordergrund steht. Heimatlosen Kunden sollte sie Zuflucht sein. Das war ihre Bestimmung. Sie bleibt es unter veränderten Umständen auch heute. Wenn ein Mann Halt und Richtung finden soll, so bedarf er eines Hauses, wo er sich heimisch fühlen kann. Dass zu diesem Heim Grund und Boden gehört, macht es nicht nur der Anstaltsleitung einfacher, für alles Notwendige zu sorgen und den Betrieb von fremder Hilfe weitgehend unabhängig zu erhalten. Es stärkt auch das Gefühl der Insassen, wenn sie wissen, dass ihrer Hände Arbeit sie ernährt.

Dass der Existenzgrund der Kolonie die Landwirtschaft ist, steigert seine Unabhängigkeit. Andere Betriebe sind dem Auf und Ab der Konjunktur oder dem Wechsel der Modeströmungen unterworfen. Das tägliche Brot, die Früchte des Feldes und die Milch mit all ihren Produkten bleiben aber Lebensnotwendigkeiten zu allen Zeiten. So kann Herdern nicht nur für seine Selbstversorgnug aufkommen; darüber hinaus trägt die Landwirtschaft auch alle anderen Verpflichtungen. Allein in der Erkenntnis dieser Vorteile läge Grund genug, den Gutsbetrieb der Kolonie als ein glückliches Geschenk zu preisen.

Ihre Landwirtschaft hat aber noch einen weiteren Sinn. Graf Bernadotte auf der Mainau erklärt gerne, dass Kultur für ihn in einem doppelten Sinn Verpflichtung sei, einmal als Pflege der Erde — und wer die Mainau je besucht hat, der weiss, was für Herrlichkeiten an Bäumen und Blumen dort zu finden sind —, zum anderen aber sieht er darin die Sorge um die Geistesgüter unseres Abendlandes und ladet in seinen Garten Vertreter aller Nationen zu gemeinsamem Nachdenken über die Gaben und Aufgaben des christlichen Glaubens ein.

Natürlich will die Kolonie nicht so hoch hinaus. Statt der Blumen pflanzt sie prosaisch Kohl und Kartoffeln, und statt hochgeistigen Kursen und Vorträgen sucht sie in den Kolonisten nur die Freude an der Arbeit und an einem geordneten Leben zu wecken. Und doch liegt vielleicht gerade darin eine der vornehmsten Aufgaben aller Kulturen, sich auf ein rechtes

Ineinandergreifen aller menschlichen Aufgaben und Pflichten und auf die Achtung der Rechte des anderen zu besinnen;

nicht nur der Boden und die hohen Geisteswissenschaften bedürfen der Pflege, vor allem hat sie der Mensch nötig. Von da aus bekommt die Landarbeit grosse Bedeutung. Sie führt uns zurück zur Natur und ihren ursprünglichen Kräften. Sie weist uns die Grenzen und lehrt uns warten auf den Segen von oben. Sie schenkt uns Freuden an jedem strahlenden Tag und lässt uns staunen über das Wachstum ihrer Kinder. Gerade die vielen jungen Menschen, die in rein städtischem Milieu aufgewachsen sind, in deren Leben neben Motorrad und Jazz und allem, was dazu gehört, nichts anderes mehr Platz hat, lernen hier eine neue Welt kennen. Ist das nicht auch ein notwendiger Dienst?

Doch nun steht sofort die Frage vor uns auf: Ist nicht auch die Landwirtschaft in eine Phase der *Rationalisierung* eingetreten, die in ihr das blosses Zweckdenken über die Naturfreude, den Motor über das beseelte Tier und den fühlenden Menschen stellt? Wie verhält es sich da in der Kolonie? Muss nicht die Forderung nach Rentabilität in Widerspruch treten zu den erzieherischen Zielen? Ganz gewiss ist die neue Zeit auch an der Kolonie nicht spurlos vorübergegangen. Beim Stossbetrieb im Heuet und in der Ernte nutzt man die Mähmaschinen und Traktor rücksichtslos aus, um bei gutem Wetter möglichst viel einbringen zu können. Selbstverständlich hat der Dreschflegel der Dreschmaschine weichen müssen, und auch in den mannigfaltigen Werkstätten bedient man sich der vielen Hilfsmaschinen, ohne die man sich ein praktisches Arbeiten heute gar nicht mehr denken kann. Wer möchte auch mit der Feile in der Hand dasselbe Werk in langen Stunden verrichten, das die Schmirgelscheibe so schnell und sicher tut? Oder wie könnte man auf eine autogene Schweissanlage verzichten? Dafür werden *die alltäglichen Arbeiten*, die auf privaten Bauernbetrieben schon längst mit Maschinen besorgt werden, *von Hand gemacht*. Alle Morgen zieht man mit Sense und Gabeln aus, das Futter einzuholen für die Tiere, und im Heuet folgen der Mähmaschine lange Reihen von Leuten, die von Hand zetzen und später wenden und mähdeln. Und neben den Menschen stellt sich das *Pferd*, das als treuer Kamerad Hitze und Mühe auf sich nimmt. Noch immer ist dieser vierbeinige Helfer in der Kolonie besser vertreten als der Traktor.

Auch in den *Werkstätten* wird die meiste Arbeit von Hand geleistet. Natürlich führt diese Arbeitsweise zuweilen zu allerlei Reklamationen vor allem bei den jungen, kräftigen Insassen, die lieber mit Maschinen rasseln und mit Traktoren herumfahren möchten. Es zeigt sich da dieselbe Erscheinung, wie wir sie von den Schulreisen kennen, wo die jungen Mädchen und Buben schon nach einem halbstündigen Marsch zu stöhnen anfangen und sich nach Postauto und Bahn sehnen. Eine Anstalt wie die Kolonie Herdern kann aber auf die Handarbeit nicht verzichten. Sie ist ihr bestes Erziehungsmittel. Nur so kann man Männer, die aus aller Pflichtgewöhnung und Arbeitsfreude herausgefallen sind, wieder zu einem regelmässigen Tagewerk führen. Dabei darf man freilich nie vergessen, dass man den Leuten mit zu grossen Anforderungen allen Mut und alle Freude nähme. Man sieht darum nicht auf eine möglichst grosse Arbeitsleistung beim einzelnen, sondern sucht den Arbeitswillen zu fördern und durch seine Anerkennung zu kräftigen. Das findet denn auch in der Art der Verteilung des *Peculiums* seinen Ausdruck. Ziel bei dem allem bleibt, durch regelmässige körperliche Arbeit und ein entsprechendes Leben die Kräfte des Leibes und des Charakters zu festigen.

Natürlich steht diese Auffassung von der Führung eines landwirtschaftlichen Betriebes im Gegensatz zu den Gedanken der modernen Rationalisierung, die mit möglichst wenig Arbeitskräften eine möglichst grosse

Leistung erzielen will. Es ist sicher, dass bei entsprechender Mechanisierung ein Gut wie Herdern mit einem Team von etwa 15 Knechten gut betrieben werden könnte, und man darf bei dieser Gelegenheit wohl daran erinnern, dass die 70 bis 80 Insassen nicht einfach billige Arbeitskräfte darstellen, wie man immer wieder hören muss. Sie sind sehr ungleich in ihren Kräften und in ihrer Leistung und brauchen doch alle Unterhalt und Pflege. Auch können sie nicht einfach nach Belieben entlassen werden. Für den Verwalter aber ist es ein ständiges Problem, jahraus, jahrein für die ganze Belegschaft sinnvolle Arbeit zu finden.

Es ist nicht der Zweck der Arbeiterkolonie Herdern,

grosse Gewinne herauszuwirtschaften, sondern es sollen ihre Männer wieder zu einem lebenswerten und pflichtfreudigen Dasein geführt werden.

Dass das vielfach gelingt, zeigt die grosse Zahl derer, die freiwillig in der Kolonie bleiben. Davon reden auch die Führungszeugnisse der Entlassenen, die sich meist in der Freiheit bewähren, wenn sie nicht wieder in schlechte Gesellschaft fallen. Das aber ist die schönste Belohnung aller Mühe. Wenn daneben der Betrieb sich weitgehend selber erhalten kann, so dürfen die Verwaltung und der Stab der Angestellten auf diese Leistung stolz sein. Sie verdienen den Dank der Betriebskommission und aller derer, die mit der Kolonie in Beziehung stehen.

Bange Fragen, Zweifel und Wunder

Tagebuchnotizen

Sie stehen beide im ersten Lehrjahr. Fritz als Tapezierer-Polsterer, Franz als Schmied. Fast zur gleichen Zeit haben sie den Schultornister auf die Seite gelegt, um in die Praxis zu treten. Heute haben wir sie besucht, um zu hören, wie sie «ihren Mann» stellen. Von Fritz erzählte uns der Meister, dass er nichts zu klagen habe. Es scheine recht zu kommen, man müsse eben viel Geduld haben am Anfang. Auch scheine ihm, dass Fritz reichlich vergesslich sei, doch könne dies ja mit der Zeit noch besser werden. Fritz selber berichtete, dass es ihm gut gefalle in der Lehre, seine Erwartungen nicht getäuscht wurden. Nach den Ferienplänen befragt, erzählte er uns, dass er in einem Geschäft arbeiten wolle, um Geld zu verdienen. Auf unsere erstaunte Frage, ob er sich dem Kapitalismus verschrieben habe, lachte Fritz und meinte, er wolle Schuhe und Kleider kaufen. Hinter Fritz, der unehe-lich geboren ist, steht eine Mutter, die in all den Jahren bis heute ihr möglichstes getan hat, um ihren Sohn vorwärts zu bringen. Aber heute sind die Anforderungen beinahe zu gross für sie; Fritz weiss das und möchte seiner Mutter beistehen. Darum also will er seine Lehrlingsferien dazu benützen, seine Mutter ein wenig zu entlasten. Ich kann arbeiten, ich kann mir selber allerlei anschaffen. Diese Haltung ist nicht alltäglich. Wir sind stolz auf Fritz, der trotz seiner bescheidenen geistigen Fähigkeiten das Herz auf dem rechten Fleck hat.

Auch über Franz berichtete uns der Schmiedmeister Gutes. Er sei willig, anständig, verstehe seine Sache. Was nicht in Ordnung sei, habe man ihm wiederholt gesagt: Franz ist leicht flüchtig; seine schriftlichen Arbeiten sind Fünfminutenprodukte, denen man dies auch nur allzu gut ansieht. Immer muss Betrieb sein; man hat keine Zeit, stillzusitzen. Das wirkt sich vor allem auch in der Freizeit aus. Böse Geschichten sind kürzlich vorgekommen. Zwar ist es nicht weltbewegend; es gab dies zu allen Zeiten, dass holde Töchterlein in ihrer Nachtruhe durch fröhliche und ausgelassene Burschen aus dem Schlaf geklopft wurden. Immerhin haben uns die Pflegeeltern von Franz geklagt, dass er keinen Abend daheim bleiben könne. Auch kehre er nicht zur abgemachten Zeit nach Hause, sondern meist erst sehr spät, oft erst um Mitternacht herum. Dabei ist der Kerl noch nicht 16 Jahre alt. Alles Zureden hat bis jetzt nichts genützt, er ist nicht

zu halten. Soll und muss man da nicht wie ein zündender Funke dreinfahren? Das geht doch einfach nicht! Wie kommt das noch, wenn man Franz gewähren lässt?

Franz ist ein Scheidungskind. Solange er bei seinen Eltern wohnte, hatte er äusserlich wohl ein Heim, innerlich blieb er ein armer Tropf. Seit fünf Jahren weilt er bei seinen Pflegeeltern; hier fühlt er sich daheim, hier sind für ihn Vater und Mutter. Aber er kann nicht aus seiner Haut schlüpfen, er kann seine Herkunft nicht einfach ablegen wie ein gebrauchtes Hemd. Jetzt, in den Entwicklungsjahren, wird in seinem Innern Kampf geführt, hier geht es leidenschaftlich zu. — Wir haben draussen auf der Strasse mit Franz gesprochen. Wieder einmal versuchten wir ihm klar zu machen, dass es mit Hammer und Amboss am Arbeitsplatz noch nicht getan ist. Auch ausserhalb der Werkstatt seinen Mann stellen, das will gelernt sein und gehört auch dazu. Wir hoffen, dass wir ihn durchbringen, dass der Kampf, der jetzt in seinem Innern tobt, in rechte Bahnen geleitet werden kann.

*

Es zerriss uns das Herz, als wir kürzlich den Sieben-jährigen sozusagen aus den Armen seines Adoptivvaters reissen mussten. Ein erschütternder Anblick, wie Vater und Sohn sich immer wieder Adio zuriefen, derweil ihre Stimmen im Schluchzen untergingen. Nach Jahren trauten Beisammenseins fiel die Ehekrise dieser Adoptiveltern auf das Kind wie ein Reif in einer Frühlingsnacht. Vorerst hat der Scheidungsrichter das Wort. Was dann mit dem kleinen, fröhlichen Knirps geschehen soll, weiss noch niemand. Aber vorläufig, bis die ärgsten Stürme seiner Adoptiveltern sich gelegt haben, mussten wir ihn, das sahen auch die Leute ein, anderswo unterbringen.

Heute haben wir uns mit dem Präsidenten der heimatlichen Armenbehörde ausgesprochen; denn jetzt benötigen wir Kredit für das Kostgeld. Es ist keine reiche Gemeinde, die nun erneut belastet wird. Man könnte den kleinen Mann im eigenen Dorf vielleicht günstiger unterbringen. Doch der Mann an der Spitze dieses Gemeinwesens hiess unsere Vorkehrungen gut. «In solchen Fällen sind wir nicht kleinlich, ausschlaggebend ist für uns einzig das Interesse, das Wohl des Kindes. Sie können darauf zählen, dass der notwendige Kredit für die vorläufige Unterbringung bewil-